

Predigt in der Christmette am 24.12.2012

Krippe und Kreuz

I. „Mitten im Verhör Jesu stellt Pilatus unerwartet die Frage an den Angeklagten: ‚Woher bist DU?‘ (Joh 19,9) Die Ankläger hatten ihren Ruf nach dem Todesurteil für Jesus dramatisiert, indem sie erklärten, dieser Jesus habe sich zum Sohn Gottes gemacht – ein Verbrechen, auf das im Gesetz die Todesstrafe stand. Der aufgeklärte römische Richter, der seine Skepsis schon in der Frage nach der Wahrheit ausgesprochen hatte (Joh 18,38), hätte diesen Anspruch des Angeklagten als lächerlich empfinden können. Dennoch erschrak Pilatus. Jesus hatte ja bereits gesagt: Ja, er sei ein König, aber sein Reich sei nicht von dieser Welt (wörtlich: ‚nicht von hier‘ Joh 18,36) Dann aber hatte er ein geheimnisvolles Woher und Wozu angedeutet, als er sagte: ‚Dazu bin ich geboren und dazu in die Welt gekommen, um für die Wahrheit Zeugnis abzulegen...‘ (Joh 18,37) Dies alles musste dem römischen Richter als Schwärmerei erscheinen. Und dennoch konnte er sich dem geheimnisvollen Eindruck dieses Mannes nicht entziehen, der anders war als die ihm bekannten Kämpfer gegen die römische Herrschaft und für die Wiedererrichtung des Königreiches Israel. Der römische Richter fragt nach Jesu Woher, um zu verstehen, wer er eigentlich ist und was er will.“

„Thema verfehlt!“, werden Sie womöglich denken, liebe Mitchristen, die Sie in der Weihnachtspredigt mit allem, aber nicht mit der Leidensgeschichte des Evangeliums gerechnet haben. Und doch habe ich Ihnen nur die ersten Zeilen des gerade erschienenen **Dritten Bandes „Jesus von Nazareth“** von Papst Benedikt XVI. vorgelesen, der den Untertitel trägt: **„Die Kindheitsgeschichten“**. **Joseph Ratzinger** vollzieht gleichsam nach, was uns die Bibelforscher längst wissen ließen: Dass man erst nach Jesu Leben und Sterben, vor allem aber nach seiner Auferstehung danach zu fragen begann, woher er letztlich stammte. Seine Herkunft aus Nazareth und die Kenntnis seiner Eltern und seiner Familie reichten nicht aus, um das unableitbare Geheimnis seiner Person zu beschreiben. Und so kamen diese wundersamen Erzählungen über seine Empfängnis und Geburt aus Maria, der Jungfrau, in Umlauf – und jenes herrliche Weihnachtsevangeliem, das uns jedes Jahr neu in seinen Bann zieht. Immer schon hatte man in der Krippe des Kindes von Betlehem das Kreuz von Jerusalem vorgezeichnet gesehen; dass Jesu „Entäußerung“ schon damals begann, als er als armer Leute Kind in unbehausten Verhältnissen zur Welt kam. Aber diese geniale Erkenntnis, dass Jesus in seiner tiefsten Erniedrigung den römischen Prokurator zu dieser Schlüsselfrage provozierte: **„Woher stammst Du?“** und sodann diese Frage gleichsam zur Überschrift des Weihnachtsgeheimnisses zu machen, das ist für mich jedenfalls eine atemberaubende Sache. Sie führt uns hin zur eigentlichen Aussageabsicht der Kindheitsgeschichten Jesu. Mit den Worten des päpstlichen Schriftstellers: *„Die Frage nach dem Woher Jesu ist die Frage nach seiner inneren Herkunft und so nach seinem wahren Wesen“*, die schließlich theologisch hoch reflektiert zur christologischen Aussage des Großen Glaubensbekenntnisses wurde: *„Gottes eingeborener Sohn, aus dem Vater geboren vor aller Zeit: Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater...Für uns Menschen und zu unserem Heil ist er vom Himmel gekommen, hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria und ist Mensch geworden.“* Nicht umsonst beugen wir nachher zu jenen Worten das Knie, die in allen großen Vertonungen des Credo eine besondere, andächtige und innige Aura haben: **„et incarnatus est de spiritu sancto ex maria virgine et homo factus est.“**

II. Ich finde diesen Weihnachtsabschnitt des Credo nirgends ergreifender, wunderbarer, ja erschütternder gefasst als in **Franz Schuberts Es-Dur-Messe**. Wenn man nicht um die Umstände dieses Werkes wüsste, könnte man versucht sein, hier jene märchenhafte Idylle in Musik zu vernehmen, die nicht nur die Kinder so gerne in den landläufigen Krippenbildern inszeniert sehen. So aber muss man wissen, dass es Schuberts letztes kirchenmusikalisches Werk ist. Im Jahre 1828 war er 32 Jahre alt und bereits vom Tod gezeichnet. Es war fromm genug, arm genug, unglücklich und einsam genug, um die Worte der Weihnachtsbotschaft in seiner unsterblichen Musik für die gesamte Menschheit und für alle Zeiten gültig auszulegen. Von seinem Vater verflucht, von den Damen der Wiener Gesellschaft verlacht, von den Kritikern verhöhnt, von seinen Freunden ebenso vergöttert wie missverstanden war Franz Schubert durch ein leichtsinniges Liebesabenteuer von jener Krankheit heimgesucht worden, die damals fast immer einen tödlichen Verlauf genommen hat. Die Syphilis hatte ihn auf das Krankenbett

gezwungen. Da lag er nun, gepeinigt von rasenden Kopfschmerzen, der ganze Körper eine einzige Wunde.

Wie kann ein solcher Mensch, am Rande des Grabes schon, uns etwas zu sagen haben von der Rettung und Erlösung der Welt? Oder ist es nicht vielmehr gerade deshalb so wahr, so letztgültig, was der Todgeweihte uns über das Weihnachtsfest mitzuteilen hat, weil ein Mensch in dieser entsetzlichen Situation nicht mehr fähig ist zu Beschönigung und Sentimentalität?! Und so schreibt Franz Schubert mit zitternden Händen seinen Abgesang auf die Welt und das Leben. Es ist ein Ringen mit der unerbittlichen Wahrheit seines frühen und schmachvollen Todes; Aufbäumen und Ergebung – beides wird in der erschütternden Vertonung dieses Credo vor uns ausgebreitet. Man muss es selbst gehört haben, um zu ahnen, wie viel Angst und Verzweiflung er hier niederzukämpfen und zu welchem Vertrauen er sich durchzuringen vermag. Eine ungeheure Spannung, nennen wir sie die zwischen Krippe und Kreuz, wird da am eigenen Leibe ausgehalten:

Alles beginnt – wie gewohnt – mit der Vorherrschaft des Chores; aber dann, gerade bei den Worten des „*et incarnatus est*“ beginnt etwas Neues, Wunderbares. Das Cello erfindet die Melodie für ein Solo-Quartett. Es ist wie das Wiegenlied Schuberts im 12/8-Takt; eine bitter-süße Melodie von solcher Innigkeit und Schönheit, dass man sich ihr völlig hingeben möchte, - folgten da nicht sogleich – zunächst nur wie eine Unterbrechung – die düsteren Töne des „*crucifixus etiam pro nobis – er wurde gekreuzigt für uns... – passus et sepultus est – er hat gelitten und ist begraben worden.*“ Und noch einmal hebt die herrliche Melodie des Weihnachtsgeheimnisses an: Der Sopran singt die Worte wie die Stimme eines Engels: „*et incarnatus est... – er hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist aus der Jungfrau Maria und ist Mensch geworden.*“

Im Angesicht des nahen Todes meditiert Franz Schubert das Geheimnis unserer Erlösung; hält er sich fest an der unausdenklichen Wahrheit, dass Gott selbst im Gottes- und Menschensohn hinabgestiegen ist unser elendes, todverfallenes Dasein, in dem es so viel Not und Tränen, so viel sinnloses Leid, so viel Todesangst gibt bis auf den heutigen Tag. Der große Komponist, der unzählige Gedichte großer Lyriker mit der Musik seines Herzens beantwortete, dass daraus herrliche Lieder wurden, er wollte auf dem Sterbelager, dass der Gesang der Engel auf den Fluren von Betlehem zu einem unsterblichen Lied würde auf unser Leben, Leiden und Sterben.

III. Haben wir also keine Angst, liebe Gemeinde, dass wir heute Nacht an dieser Krippe und an diesem Altar fliehen könnten vor der bedrückenden Realität unserer Welt, von der der Apostel Paulus sagt, dass sie „*bis zur Stunde seufzt und (wie) in Geburtswehen liegt*“. (Röm 8, 22) Lassen wir uns nicht einreden, dass uns die Botschaft der Heiligen Nacht nichts als ablenken wolle von unseren Sorgen und Ängsten im persönlichen, aber auch im öffentlichen, gesellschaftlichen und politischen Bereich, wo es so viel Grund gibt zur Angst vor der Zukunft, vor der Zerstörung der äußeren und inneren Welt des Menschen. Haben wir keine Sorge, wir könnten uns angesichts der gut besuchten Kirchen an Weihnachten hinwegmogeln über den desolaten Zustand der Kirche, mit der auch Franz Schubert seine liebe Not hatte, so dass er es wagte, im selben Credo die Worte einfach auszulassen: „*...et unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam – Ich glaube (an) die eine heilige, katholische und apostolische Kirche.*“ Er ließ tatsächlich in der Es-Dur-Messe (wie in all seinen Mess-Kompositionen) dieses Bekenntnis zur Kirche unvertonen und damit einfach weg!

Nein, Schwestern und Brüder, es darf alles sein, wie es ist und weil es so ist – vor allem weil es nicht das Letzte ist! Es kommt ja nicht an gegen die größere Wahrheit, dass Gott sich mit alledem eingelassen und damit diese Welt, unser Leben und seine Kirche unendlich liebenswert gemacht hat. Es lohnt sich zu leben, zu lieben und zu sterben – scheint uns Schuberts Vertonung sagen zu wollen. Wohl bemerkt sie ist eine Messe, eine Hl. Messe, deren Musik uns dorthin führt, wo Krippe und Kreuz, Weihnachten und Ostern zusammenfinden und zusammenklingen in der unsterblichen Melodie des Himmels, der in dieser Nacht die Erde berührt.

J. Mohr, St. Vitus und St. Raphael Heidelberg